

Kants Antagonismus zwischen *Freiheit* und *Zwang*

Wie kann es uns gelingen, den Widerspruch zwischen der Erziehung zum freien Denken und den damit verbundenen Zwängen zu überwinden? Ein Versuch der Auflösung.

Kant sieht uns als vernunftbegabtes Wesen und ruft uns zum Gebrauch der Vernunft, ohne Leitung einer/eines anderen, auf. Das Ziel ist für Kant die Befreiung aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit.

Er appelliert auch an unsere Neugierde und an unseren Wunsch, uns noch unbekanntes Abhängigkeiten und Zusammenhänge offenzulegen und Antworten auf die Fragen "Was kann ich wissen?", "Was soll ich tun?", "Was darf ich hoffen?", "Was ist der Mensch?", zu finden. Ich möchte diese Fragen bei den folgenden Erziehungs-Beispielen vorerst ausklammern und erst am Schluss kurz auf sie eingehen.

Kant war sich jedoch bereits bewusst, dass es einen Widerspruch zwischen der Aufgabe, zum freien Denken hinzuführen, also der Erziehung, und dem freien Denken selbst, gibt:

„Eines der größten Probleme der Erziehung ist, wie man die Unterwerfung unter den gesetzlichen Zwang mit der Fähigkeit, sich seiner Freiheit zu bedienen, vereinigen könne. Denn Zwang ist nötig! Wie kultiviere ich die Freiheit bei dem Zwange? Ich soll meinen Zögling gewöhnen, einen Zwang zu dulden, und soll ihn selbst zugleich anführen, seine Freiheit gut zu gebrauchen.“

Den *Zwang* den Kant meint, finden wir zum Beispiel ganz grundsätzlich in der Schulpflicht, in den Inhalten von Lehrplänen oder generell in der Institutionalisierung des Konzepts „Schule“. Es gibt Regeln, die Zöglinge befolgen müssen und wir stellen Aufgaben, um Lernen zu ermöglichen. Dieser Zwang ist sozusagen eine „Schwachstelle“, die wir versuchen, durch pädagogisches Handeln, reformpädagogische Ansätze oder auch subtilere Methoden, zu überbrücken.

Wieso erziehen wir?

Wir erziehen, da wir unseren Wissens- und Erfahrungsvorsprung dazu nutzen möchten, um unseren Zöglingen „Schwung“ mitzugeben, der sie später dazu befähigen soll, als mündige Bürgerinnen und Bürger mit *Freiheit* umzugehen, sie zu leben, und *Gerechtigkeit* in der Gesellschaft immer wieder neu herzustellen. Oskar Negt beschreibt die Demokratie als die einzige Gesellschaftsform, die immer wieder gelernt werden muss.

Wir erziehen also, da wir selbst die Erfahrung gemacht haben, dass wir Fähigkeiten, Erfahrung und ein gewisses Wissen brauchen, um *Freiheit* nutzen zu können, aber auch, damit wir uns in der Gesellschaft zurechtfinden und mit *Zwängen* (Gerechtigkeit) umgehen können. Wir versuchen aufgrund eines Vertrauens, dass wir in unserer eigenen Erziehung von der Vermittlung der Begriffe *Freiheit* und *Gerechtigkeit* profitiert haben, diese Werte nun ebenfalls, mit unterschiedlicher Gewichtung, weiterzugeben.

Zum Begriff der *Freiheit* zählen wir zum Beispiel das bereits erwähnte freie Denken, die Möglichkeit der freien Lebensführung, das Ausleben von individuellen Interessen, usw. Der Begriff der *Gerechtigkeit* auf der anderen Seite beinhaltet gesellschaftliche Normvorstellungen, Verhaltensregeln, ethische-moralische Werte, etc.

Der Wert der *Freiheit* ist vergleichsweise einfach und nachvollziehbar auf persönlicher Ebene zu erklären. Er „wirkt“ meist direkt und wir nehmen ihn oft bewusst wahr. Auch die Einschränkung der Freiheit, zum Beispiel durch die erwähnte Schulpflicht, können wir durch das Argument der Vorbereitung auf das Berufsleben begründen. Es kommt aber bereits auch der erwähnte Aspekt des *Vertrauens* ins Spiel, der durch rationales Denken nicht erklärbar ist.

Wir stehen aber besonders bei der Vermittlung des Wertes der *Gerechtigkeit* vor einem Problem, denn er ist abstrakt, ist oft nicht eindeutig wirtschaftlich be- und verwertbar und „wirkt“ meist indirekt auf uns. Wir müssen hier als Erziehende in der Lage sein, Sachverhalte und Strukturen zu erkennen und didaktisch aufzubereiten. Es ist hier auch viel mehr Vertrauen notwendig. Einerseits benötigen Erziehende Vertrauen in jene gesellschaftliche Werte, die sie vermitteln möchten, und auch ein gewisses Vertrauen in die eigene *Selbstwirksamkeit*. Andererseits benötigen Zöglinge durch die erwähnte Abstraktheit des Begriffes aber auch viel mehr Vertrauen in die Erziehenden.

Die Grenzen der Vernunft

Es ist schwierig zeitlich festzulegen, ab wann dieses Vertrauen zu bröckeln begann. Dazu beigetragen haben jedoch immer komplexer werdende gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Strukturen, die wir immer mehr durch Messen und Ökonomisieren verstehen, ordnen und erklären möchten. Oder wir greifen auf alte, uns vertraute, Konzepte und Erklärungsmuster zurück, die aber vielleicht gar nicht mehr in unsere Zeit passen.

Wir verfangen uns dadurch immer mehr in Evidenz-Schleifen, die Wissenschaft folgt immer mehr wirtschaftlichen Paradigmen und wir vergessen, dass zum Beispiel auch der Wunsch wahrgenommen zu werden, und wenn er noch so bescheiden ist, und andere Bedürfnisse eine wesentliche Rolle in unserer Gesellschaft spielen. Wir werden zu Arbeitsmaschinen und Wissenskonsumenten, die, wie es der Soziologe Harald Welzer beschreibt, kaum noch Zeit haben, um über Zusammenhänge nachzudenken. Andere denken für uns.

In guter Absicht möchten wir daher immer mehr die Freiheit des kritischen Denkens in der Erziehung fördern, damit zukünftige Generationen in der Lage seien, diesen gordischen Knoten zu lösen, der durch den Kreislauf aus Messen und Vertrauensverlust entsteht. Immer früher soll an komplexen Fragen und Entscheidungen „geübt“ werden.

Freies Denken alleine kann das aber nicht leisten und wir merken das auch. Wir überfordern uns selbst und unsere Zöglinge und projizieren vielleicht auch noch unerfüllte Wünsche nach Erkenntnis in sie hinein. Wir versuchen Entscheidungen rational über den Begriff der „Vernunft“ zu argumentieren, einem Begriff der selbst subjektive Erfahrungen, Erwartungshaltungen, etc. einschließt. Das Resultat sind Frustration, das Gefühl der Hilflosigkeit und Zwang.

Zwang entsteht also, da wir das Vertrauen in dieses vage Gefühl, diese Aufgabe (siehe Negt) und Möglichkeit des *Verbesserns* einer Gesellschaft, verloren haben und unseren Zöglingen keinen, über wirtschaftliche Aspekte hinausgehenden, Sinn mehr vermitteln können. Wir haben vergessen, dass wir auch einen, wie es Robert Musil nennt, *Möglichkeitssinn* besitzen, der uns dazu befähigt hat, eine in vielen Ländern demokratische Welt zu schaffen. Eine Welt, die einer mittelalterlichen Leibeigenen oder einer Fabrikarbeiterin des 19. Jahrhunderts utopisch anmuten muss.

Wenn man daher, besonders bei der Erziehung zur *Gerechtigkeit*, oder noch grundlegender, bei der Erziehung zum erwähnten *Verbessern*, abgesehen von der didaktischen Aufbereitung, nicht in der Lage ist, eigene Emotionen, Wünsche und den Begriff des „Vertrauens“ ins Spiel zu bringen, so wohnt dem Zwang der Zwang also bereits schon inne. Er ist nicht anders „erklärbar“.

Ich möchte nun versuchen, dieses Dilemma anhand zweier Erziehungssituationen aus dem Buch „About a Boy“ von Nick Hornby, darzustellen (vgl. Koller, H.-C. (2011): Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart).

„About a Boy“: Die Vegetarier-Situation

Fiona möchte nicht, dass ihr Sohn Marcus Fleisch isst, da sie selbst vielschichtige, vor allem aber vermutlich gesellschaftliche und ethische Gründe hat, dies nicht zu tun (Gerechtigkeit). Sie kann das Gefühl, dass sie etwas gegen Tierproduktion tun möchte, jedoch nicht argumentativ erklären, oder möchte es nicht. Sie umschreibt es mit dem Begriff des „Plans“.

Sie hätte versuchen können, ihrem Sohn die Situation der Tiere zu schildern oder gesundheitliche Gründe vorzubringen, um so bei Marcus Emotionen hervorzurufen, die ihm bei der Entscheidung zu dieser vielschichtigen Frage vielleicht helfen würden. Ihr Sohn hätte aber aufgrund ihres Vorsprungs an Erfahrung vermutlich trotzdem nicht, im gleichen Maße wie sie es tut, nachvollziehen können, welche weitreichenden Auswirkungen Fleischkonsum hat.

Da Fiona ihn in früheren Gesprächen zum selbstständigen Denken und Handeln ermuntert hat, bringt Marcus, angesichts dieser Überforderung durch nicht erfüllbare Erwartungshaltungen, das Argument der freien Entscheidung ins Spiel.

Frustriert merkt Fiona, dass das Abwägen von Gründen, von Ursache und Wirkung, und die darauffolgende Entscheidung in diesem Fall komplex sind. Sie nutzt dies, zusätzlich aber auch die Abhängigkeit ihres Sohnes („Weil du nicht selbst kochst“; „Ich wäre bloß enttäuscht...“), um die Diskussion abubrechen („...also musst du essen was ich esse.“; Argument der „Überzeugung“).

„About a Boy“: Die Will-Situation

Das dargestellte Verhaltensmuster ist im Grunde identisch mit jenem aus Beispiel 1.

Fiona möchte nicht, dass Marcus Will besucht, da sie den Eindruck hat, dass er kein gute Gesellschaft für ihren Sohn ist. Sie ist vermutlich der Meinung, dass Marcus durch den

Umgang mit Will Verhaltensweisen annehmen könnte, die ihm später im Umgang mit anderen Menschen, also der Gesellschaft, schaden könnten (Gerechtigkeit; ethisch-moralische Gründe). Sie kann dieses Gefühl jedoch nicht erklären oder möchte es nicht, da es ihr weniger wichtig erscheint, als ein rationales und kritisches Begründen.

Gleichzeitig bringt sie daher wieder den Begriff der *Freiheit*, des *selbständigen Denkens*, ins Spiel, der jedoch, aufgrund der Komplexität der Frage und der damit verbundenen Abwägung von Gründen und Folgen, Marcus sehr wahrscheinlich überfordert.

Wiederum: Selbst überfordert nutzt Fiona dies, um die Diskussion abubrechen („Nenn mir einen Grund“). Auf diesen Zwang (Macht, Abhängigkeit) reagiert Marcus ebenfalls mit emotionaler Machtausübung („Weil ich einen Vater brauche“).

Den Ausgang finden

Wir müssen die uns wichtigen gesellschaftliche Werte und gesellschaftliche Verantwortung zunächst vorleben und verteidigen. Wir sollten gegenüber unseren Zöglingen, aber auch gegenüber uns selbst, dabei jedoch geduldig und ehrlich sein und unsere Zöglinge nicht zu oft mit Fragen überfordern, auf die wir selbst vielleicht erst spät Antworten gefunden haben. Wir müssen dabei auch ab und zu ein wenig mutig sein, aber nicht naiv.

Die Frage, wie viel *Freiheit* und wie viel *Zwang* bzw. *Gerechtigkeit* die Erziehung und die Gesellschaft brauchen, beschäftigen uns, seit wir uns als soziales und kulturfähiges Lebewesen begreifen. Wir müssen also immer wieder aufs Neue versuchen, unseren gesellschaftlichen Werten, dem Vagen, Struktur zu geben, damit wir uns aus manchen alten oder neuen Abhängigkeiten befreien und wieder ein kleines Stück mehr persönliche Freiheit gewinnen können, welches wir vielleicht an anderer Stelle zuvor verloren hatten.

Der Grundgedanke des *Verbesserns* ist also jener, Schritt für Schritt zu versuchen, immer wieder aufs Neue Ordnung herzustellen, uns aus gewissen Abhängigkeiten zu befreien, um mehr *Zeit* für Dinge zu haben, die uns wichtig sind. Wir können diese Zeit dann wiederum nutzen, um weitere Ideen und *Werkzeuge* zu entwickeln, die uns eine weitere Befreiung aus anderen Abhängigkeiten ermöglichen. Es geht, ganz einfach gesprochen, um gesellschaftlichen Fortschritt.

Im Laufe unseres Lebens tauschen wir vielleicht auch manchmal nur eine Abhängigkeit, gegen eine andere, die wir vielleicht als weniger bedrückend empfinden. Und was uns dabei auch zu denken geben sollte ist, dass, wie es Horkheimer und Adorno beschreiben, uns jeder Versuch, den Naturzwang zu brechen, uns umso tiefer in ihn hineinführte. Es wird immer Abhängigkeiten und Zusammenhänge geben, die wir nicht durchschauen können und denen wir, denke ich, mit Demut begegnen sollten.

Unsere Neugierde und der vielleicht sogar schon zum wissenschaftlichen Fetisch gewordene Wunsch, Antworten auf uns noch unbekannt Abhängigkeiten und Zusammenhänge zu finden, schlagen aber mittlerweile oft in Zynismus, Abschottung, in das Gefühl der Hilflosigkeit oder aber auch in das Tradieren von Geschichtsmymen oder Vorurteilen um.

Teilweise sind dies menschliche Reaktionen, ohne die wir nicht lebensfähig wären, und alternative Antworten auf den Versuch, uns selbst durch unsere limitierten Sinne rational

verstehen zu wollen. Und alleine die Vorstellung, dass es jemals unser Wunsch sein könnte, uns selbst nur mehr als wissenschaftliche Objekte zu sehen, empfinde ich persönlich als mehr als menschenverachtend.

Wir stehen also nicht vor der Frage, wie wir die *Freiheit* beim *Zwang* kultivieren können. Sondern die entscheidende Frage lautet, wie es uns gelingen kann, in unseren Zöglingen einen *Möglichkeitssinn*, das Vertrauen in die eigene Selbstwirksamkeit, den Wunsch an gesellschaftlicher Teilhabe und dieses vage, nicht ökonomisier- und messbare Vertrauen in den Gedanken des *Verbesserns* zu wecken und zu kultivieren?

Letztlich braucht es Vertrauen

Uns selbst gelingt das, indem wir zunächst einmal versuchen, vorsichtig, feinfühlig und vor allem geduldig, Schritt für Schritt unseren eigenen vagen Gefühlen, Wünschen und Gedanken eine gewisse Struktur zu geben und diese vorsichtig hinterfragen. Auch wenn wir uns im ersten Moment angesichts mancher Fragen vielleicht ein wenig hilflos und ausgeliefert fühlen. Letztlich benötigen wir aber vor allem Vertrauen in diesen vagen Gedanken, diese vage Aufgabe. Erst durch das Vertrauen in einen ordnenden Gedanken, der sich nicht vermessen lässt, sind wir ja überhaupt auch erst in der Lage, Freiheit tatsächlich zu leben.

Ein alarmierendes Signal, dass wir dies aus den verschiedensten Gründen aber immer weniger möchten, ist zum Beispiel ein Versuch mit Studierenden der University of Virginia, die sich lieber Stromstöße verpassten, als 15 Minuten konzentriert nachzudenken.

Als Erziehende/Erziehender wird und muss es uns mit Sicherheit nicht immer gelingen, diesen Gedanken und dieses Vertrauen zu vermitteln. Aber je öfter wir es vorsichtig versuchen und je mehr uns die gesellschaftliche Bedeutung der Aufgabe des *Erziehens* und die Wichtigkeit des Vertrauens in diesen Gedanken des *Verbesserns*, in dieses Gefühl, selbst bewusst ist, umso weniger Zwang werden wir in der Erziehung anwenden müssen.

Wir erzeugen über einen solchen Paradigmenwechsel Schritt für Schritt ein Gegenmoment zur Ökonomisierung unserer Gesellschaft und der uns verfügbaren Zeit.